

Ralf Hergarten, geboren 1965 in Köln, lebt seit 1980 in der Eifel. 2004 wechselte er in die Politik und war bis 2012 Bürgermeister der Stadt Schleiden, die durch die ehemalige Nazi-Ordensburg Vogelsang bekannt wurde. Er ist Wahl-, Wohn- und Überzeugungseifler, Motorradfahrer, Fotograf und Slam-Poet.

RALF HERGARTEN

# Tief in der Eifel

EIFEL KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Hier sollen Führer für das Volk erzogen werden, keine Theologen,  
aber Führer, Prediger und Werber, fanatische Menschen,  
die von dem Glauben an Deutschland beseelt sind,  
die glauben an das Volk, an die Deutsche Nation,  
an unser Vaterland und an unseren Führer.  
Hier soll die neue Idee Deutschlands gezüchtet werden.*

Robert Ley, 22. September 1934,  
zur Grundsteinlegung der Ordensburg Vogelsang,  
zitiert nach: H.-D. Arntz, »Vogelsang. Geschichte der  
ehemaligen NS-Ordensburg«, Aachen 2008

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [photocase.com/taretz](http://photocase.com/taretz)

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Lisa Bitzer

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Fotografie Seite 6: F. A. Heinen

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-267-6

Eifel Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)



## Prolog

Hermann von Hasselt fror. Er hasste den Winter. Und er hasste die Gegend um Auschwitz, gerade in dieser gottverdammten kalten Jahreszeit. Doch fror er nicht nur körperlich. Er war Rheinländer. Diese Zeit des Jahres gehörte dem Karneval. Für einen Moment schloss er die Augen, hörte die Musik und spürte die bewundernden Blicke der Damen auf den Abzeichen, die an seiner Uniform hingen.

Dieser verdammte Krieg. Er hatte alles verändert. Auch ihn. Aus dem Beau von einst war ein Offizier geworden. Goebbels hatte in seinen Reden immer wieder betont, dass Männer wie er gebraucht würden, um das Vaterland zu vergrößern und gleichzeitig all das auszurotten, was von innen die Kräfte des Deutschen Reiches zerstörte.

Von Hasselt hatte anfänglich noch bezweifelt, dass das, was der Führer ihnen befahl und was dieser unermüdliche Rhetoriker Goebbels verbreitete, wirklich alles so hieb- und stichfest war. Mit der Zeit jedoch war er zu der Erkenntnis gekommen, dass ihm seine Zweifel gefährlich werden konnten. Nach und nach hatte er es geschafft, sein Gewissen zum Schweigen zu bringen, und so seine Karriere beschleunigt. Es gab halt immer Gewinner und Verlierer, und Hermann von Hasselt verachtete alles, was schwach war. Ein Leben, wie er es jetzt führte, wäre mit Mitleid nicht möglich gewesen.

Seit dem Attentat auf den Führer vor rund zehn Monaten war allerdings nichts mehr wie vorher. Erstmals seit Jahren hatten sich die Zweifel wieder gemeldet. Was, wenn der Endsieg doch nicht so nah war, wie die da oben immer behaupteten? Die Meldungen von der Front waren beängstigend. Natürlich, offiziell sprach auch von Hasselt weiter vom unmittelbar bevorstehenden Triumph des Dritten Reiches, von der Schlacht aller Schlachten – doch innerlich graute ihm bei dem Gedanken, dass alles vielleicht ganz anders kommen könnte. Was würde passieren, wenn Amerikaner,

Briten und Russen die deutsche Armee in die Knie zwangen? Von Hasselt malte sich aus, dass den hochrangigen Offizieren dann ein ähnliches Schicksal drohte wie den gegnerischen Soldaten bisher. Und davor hatte er eine Höllenangst. Verlierer sein – das kam für einen von seinem Schlag nicht in Frage.

Für den schlimmsten Fall hatte sich von Hasselt einen Plan B zurechtgelegt. Vorsichtshalber. Man wusste ja nie. Reden konnte er natürlich mit niemandem darüber. Zu groß war die Gefahr, für eine unbedachte Bemerkung in arge Bedrängnis zu geraten, bis hin zur Exekution wegen Kritik am Führer.

Nur seine Frau Helene, eine entfernte Cousine der Krupps, die er noch vor Ausbruch des Krieges geheiratet hatte, der einzige Mensch, dem er bedingungslos vertraute, war eingeweiht. Sie hatte stets loyal zu ihm gehalten und ihm immer wieder die Kraft gegeben, die er brauchte, um sich im harten Aufstiegskampf zu bewähren. Zum Dank für ihre Loyalität würde sie auch nach dem Krieg zu ihm gehören.

Als er Helene von seinen Notfallplänen berichtet hatte, hatte sie ihn zunächst für verrückt gehalten.

»Das willst du nicht wirklich tun? Glaubst du nicht mehr an den Endsieg? Nach allem, was du für den Führer getan hast, soll es keinen anderen Ausweg geben?«

»Ausweg? Welchen Ausweg denn? So wie die Frontlinien derzeit verlaufen, kann ich nicht mehr annehmen, dass wir den Krieg gewinnen. Die Amerikaner stehen schon in der Eifel, und ich habe Gerüchte gehört, dass die führenden Offiziere, die die Alliierten gefangen nehmen, kurzerhand exekutiert werden. Helene, ich habe Angst. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich wirklich Angst.«

»Hermann, du erschreckst mich! Du hast doch immer gesagt, nichts und niemand kann den Führer besiegen. Du hast immer gesagt, einem deutschen Offizier kann nichts passieren. Und jetzt willst du fliehen?«

»Liebling, glaub mir: Wenn ich irgendeine andere Möglichkeit sehen würde, ich würde sie ergreifen. Ich kann dir nicht einmal verübeln, wenn du hierbleiben willst.«

»Du weißt, dass ich dir jederzeit folgen werde, wohin du auch gehst.« Sie trat zu ihm heran und legte die Arme um seinen Hals. »Sag mir, was wir tun sollen.«

»Ein Kamerad, der Passierscheine druckt, wäre für einen ordentlichen Batzen Geld bereit, uns neue Pässe zu besorgen.«

Helene wich zurück. »Du willst mit einem Verräter zusammenarbeiten? So kenne ich dich ja gar nicht!«

»Versteh doch, es geht um unser Leben! Was glaubst du, was passiert, wenn der Feind wirklich siegt? Soll ich mich an die Wand stellen lassen? Und was wird dann aus dir? Verdammt, ich sehe wirklich keine andere Möglichkeit. Früher hätte ich einen solchen Verräter einfach hinrichten lassen, aber die Zeiten ändern sich. Liebling, ich weiß nicht, wie ich es dir schonend beibringen soll, aber ... der Führer hat versagt.«

Helene schlug entsetzt die Hand vor den Mund und blickte unwillkürlich um sich. Von Hasselt ahnte, welch ein Schock dies für seine Frau sein musste. Solche Reden aus seinem Mund – ausgerechnet von ihm, der immer auf der Siegerseite gestanden hatte, der jede Schwäche verabscheute. Wenn er an Hitler zweifelte, dann musste die Lage ernst sein.

Helene hielt kurz inne, dann antwortete sie: »Tu, was du tun musst. Ich stehe zu dir, das weißt du.«

Beruhigt nahm er sie in den Arm. Der schwerste Teil lag noch vor ihm. »Liebling, das ist noch nicht alles. Es gibt noch etwas, was ich dir sagen muss.«

»Und das wäre?«

»Damit im Fall einer Kontrolle kein Verdacht auf uns fällt, werden wir einen«, er schluckte, »anderen Namen in die Pässe eintragen lassen.«

Sie seufzte. »In Ordnung.«

»Einen jüdischen.«

»Hermann!«

»Glaub mir, mich selbst ekelt es, einen dreckigen Judennamen anzunehmen, doch wenn davon unsere Freiheit abhängt, werden wir sogar das verkraften.«

Seine Frau hatte schweren Herzens eingewilligt. Bis zu diesem

Tag war sie immer gut damit gefahren, seinen Vorschlägen zu folgen, das wusste er, und sie hatte ihm auch dieses Mal versichert, dass er eine Entscheidung treffen werde, die für sie beide die richtige war.

»Heil Hitler!«, riss ihn der Rottenführer Scherer aus den Gedanken.

»Heil Hitler!«, antwortete von Hasselt und bedeutete dem Mann mit einem Kopfnicken, ihm zu einer kleinen Baracke in der Nähe der Standortkommandantur zu folgen. Er zog sein silbernes Etui aus der Uniformjacke und bot Scherer eine Zigarre an. »Ist alles gelaufen wie geplant?«

»Selbstverständlich, Herr Sturmbannführer, wie gewünscht. Die Häftlinge warten darauf, dass Sie, verehrter Sturmbannführer, sich von ihrer Eignung überzeugen. Hier habe ich die Ausweise für Sie. Sie wissen doch, auf mich können Sie sich verlassen.«

Von Hasselt betrachtete die Papiere. In der Tat, das Foto des Juden, ein wenig abgegriffen und verblasst, wies bei flüchtiger Betrachtung eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm auf. Das Bild der Frau zeigte ein schmales Gesicht, das von langen dunklen Haaren eingerahmt wurde. Tatsächlich sah sie Helene ähnlich. Nach der Rassenlehre, die von Hasselt immer logisch erschienen war, hätte das eigentlich unmöglich sein müssen.

So weit ist es also gekommen, dachte er, dass ich mir den Namen eines Itzigs und eine optische Ähnlichkeit mit der minderwertigen Rasse gefallen lassen muss.

»Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Scherer«, sagte er leise und zog einen Umschlag mit drei dicken Bündeln aus der Jacke. »Hier ist Ihr vereinbarter Lohn. Führen Sie mich zu den Gefangenen.«

Scherer ging voran. Sie stiegen in einen Kübelwagen und fuhren an Block B-II, dann an den Krankenlagern für Männer vorbei. Von Hasselt blickte stur geradeaus und zog seinen Uniformmantel enger um sich.

Auf der Rückseite von Gaskammer und Krematorium 5 hielt Scherer das Fahrzeug vor einem Bretterverschlag an. Er erzählte

von Hasselt, diese Hütte werde gelegentlich genutzt, wenn sich Soldaten, die zur Bewachung der Sträflinge eingeteilt waren, eine Gefangene herausgriffen und sich mit ihr vergnügten.

All der Dreck, die Krankheiten, das Elend – von Hasselt wurde erneut von einer Welle des Ekels erfasst. Es war ihm unerklärlich, wie Scherer stolz davon berichten konnte, dass es Soldaten gab, die diese dreckigen Juden freiwillig anfassten. Von Hasselt führte das auf die grundsätzliche Primitivität Scherers zurück. Aber sich an ihnen vergreifen? Das konnte man ja nicht einmal damit entschuldigen, dass sie einer minderwertigen Rasse angehörten.

Jetzt, bei dieser bitteren Kälte, war nicht zu erwarten, dass sie gestört würden.

Scherer und von Hasselt betraten die Baracke. Die Gefangenen, die dort mit gefesselten Händen in einer Ecke auf dem Boden saßen, ein Mann und eine Frau, waren kaum wiederzuerkennen. Mit den Fotos auf den Ausweisen hatten sie nicht mehr viel gemein. Zwei Gerippe in Lumpen, die Augen vor Angst weit aufgerissen, stumm.

Was für ein Unterschied. Auf der einen Seite diese jämmerlichen Gestalten, auf der anderen Scherer und von Hasselt in Uniform mit dem gefürchteten doppelten Runen-S auf dem Revers.

Von Hasselt schauderte. Da war wieder dieses Gefühl, das er nicht einordnen konnte. Es war wie bei der Jagd, kurz bevor er seine Beute erlegte. Sein Opfer tat ihm einen Augenblick lang leid – eine Schwäche, für die er sich im nächsten Augenblick zutiefst verabscheute.

»Aufstehen!«, bellte Scherer, und beide Gefangenen gehorchten, so gut sie es konnten. »Rumdrehen, Gesicht zur Wand zum Verhör!«, befahl der Handlanger.

Von Hasselt registrierte, wie die Hand der Frau die des Mannes suchte. Gleichzeitig zogen er und Scherer ihre P38, und bevor das jüdische Paar das Klicken des Hahns deuten konnte, schossen sie ihnen ins Genick. Von Hasselt dachte einen kurzen Moment darüber nach, wann das Töten aufgehört hatte, ihm etwas auszumachen. Er konnte es nicht mehr sagen. Es war ein

Teil seines Lebens geworden. Das Einzige, was er jedes Mal danach empfand, war eine tiefe innere Leere.

Scherer öffnete die Tür, versicherte sich, dass niemand in der Nähe war, und gemeinsam schleiften sie die beiden leblosen Körper in die Halle vor der Brennkammer, wo bereits die Leichen des letzten Vergasungsdurchgangs lagen. Niemand würde die Körper zählen. Das, was in den aufheizenden Reden von Goebbels gefeierte und frenetisch bejubelte Theorie war, die vollständige Vernichtung einer anderen Rasse, war hier schon vor langer Zeit zur nüchternen Realität geworden.

Sie entkleideten die beiden Toten. Scherer nahm die Lumpen und warf sie achtlos auf einen Haufen mit Kleidung. Er schwitzte, wohl von der ungewohnten Arbeit, wie von Hasselt vermutete, und seine Augen spiegelten Ungläubigkeit wider, als er sich wieder umdrehte, den Kopf hob und in die Mündung der Pistole blickte.

»Tut mir leid, Albert«, sagte von Hasselt leise, »aber dein Wissen ist mir einfach zu gefährlich, wenn ich ein neues Leben anfangen will.« Dann schoss er Scherer in das überraschte Gesicht. Der Körper des Mannes fiel nach hinten auf den Kleiderhaufen, als habe man einen Sack Mehl umgekippt.

Hermann von Hasselt nahm den Umschlag mit dem Geld, der aus der Uniformjacke Scherers ragte, wieder an sich. Da der wohlgenährte Leib zwischen den ausgemergelten toten Gestalten sicher aufgefallen wäre, wuchtete er die Leiche in die Brennkammer. Aus dem Kübelfahrzeug holte er rasch einen Kanister mit Benzin. An der Wand in der Halle lehnte eine Art Mistgabel. Von Hasselt ergriff sie und schaufelte damit die oberste Schicht des Lumpenhaufens in die Brennkammer, damit der verdächtige große Blutfleck, den Scherer auf den Kleidern hinterlassen hatte, nicht auffiel. Schließlich goss er das Benzin über Scherers Leiche und die Lumpen in der Brennkammer und zündete es an.

Niemand würde den Qualm bemerken, da war er sicher, dafür war das Krematorium zu weit von den Baracken der Kommandantur entfernt, und die Häftlinge hielten sich um diese Uhrzeit schon längst in ihren Verschlagen auf.

Zügig schritt er wieder zum Fahrzeug und fuhr in die Kommandantur. Er stellte den Kübelwagen ab, hastete zu seinem Horch und befahl dem Fahrer, ihn zurück zu seiner Einheit zu bringen. Die beiden Pässe der ermordeten Juden hielt er sicher in der Brusttasche seiner Uniform versteckt.

Wenige Tage später entschied die Kommandantur, den fahnenflüchtigen Albert Scherer als Deserteur zur Fahndung auszu-schreiben. Er war vorgestern nach dem Abendappell nicht in das Mannschaftsquartier zurückgekehrt, und ein Kamerad meinte, Scherer habe in den letzten Tagen häufiger Zweifel am Endsieg geäußert. Er wurde nie mehr gefunden.

Der Mann, der den Decknamen Xaver trug, tippte nervös mit seiner Ferse auf den Fußboden. Er saß im Konferenzraum 509 des Verteidigungsministeriums auf der Hardthöhe und wartete. Sein Chef hatte angedeutet, dass es einen besonderen Auftrag bezüglich eines stillgelegten Militärgeländes gab. Dieser Auftrag war wohl das Ergebnis eines Deals zwischen der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben, dem Verteidigungsministerium und einer Abteilung des NATO-Hauptquartiers in Brüssel. Für diese Aufgabe, so viel hatte Winter bereits durchblicken lassen, war eine Taskforce gegründet worden. Sie bestand aus Mitarbeitern des Verteidigungsministeriums für den militärischen Teil, des Bundesnachrichtendienstes für den technischen Part und des Bundesamtes für Verfassungsschutz für die politische Arbeit. Die Tatsache, dass diese Taskforce ihren Sitz in Rheinbach hatte, deutete darauf hin, dass es um ein Gelände nicht weit von dort gehen würde.

Joachim Winter, sein Vorgesetzter, betrat den Raum, eskortiert von zwei weiteren Herren, die sich nicht vorstellten. Winter ging auf Xaver zu, während sich die beiden Anzugträger wortlos am Ende des Besprechungstisches niederließen, und kam direkt zur Sache: »Die Kollegen sind aus Pullach entsandt, es sind unsere Verbindungsmänner zum Nachrichtendienst, nenn sie einfach Meier und Müller. Du weißt, dass ich nicht viel davon halte, lange um den heißen Brei herumzureden. Was wir heute zu besprechen haben, unterliegt der Stufe Cosmic Top Secret.«

Xaver bemerkte aus den Augenwinkeln, wie sich die Körper der beiden Männer am Ende des Tisches strafften, während sie ihn beobachteten.

»Ich habe den Brüsseler versichert, dass du der richtige Mann für die Aufgabe bist, also enttäusch mich nicht. Außer dir, unseren beiden Freunden hier, dem Verteidigungsminister

und mir weiß niemand von dieser Akte.« Winter zog einen versiegelten Umschlag mit dem Aufdruck »Cosmic Top Secret« aus der Tasche. »Es ist besser, wenn das so bleibt.«

Er brach das Siegel auf, nahm einen dünnen Hefter aus dem Umschlag und reichte ihn Xaver. »Das hier«, fuhr er fort, »ist das Ergebnis eines geheimen NATO-Deals. Umsetzungsdauer zehn Jahre. Rapport geht ausschließlich an mich. Lern das Dokument auswendig und vernichte es im Anschluss. Du betreust das Projekt, bis der Auftrag abgeschlossen ist. Dieses Gespräch hat nie stattgefunden.«

Xaver überflog schweigend die paar Seiten, die Winter ihm gereicht hatte, und runzelte die Stirn. Der Auftrag, den er soeben zugeteilt bekommen hatte, war selbst für seine Verhältnisse spektakulär. In groben Zügen war da umrissen, wie die NATO künftig den Truppenübungsplatz Vogelsang zu nutzen gedachte: als geheime Militärbasis, als zentralen Anker Westeuropas für die Verteidigung nach Osten, mit hochmodernen Waffensystemen, wie sie zum Teil schon tief unter der Erde verbuddelt im nahen Mechernich lagerten. Doch im Gegensatz zu der bekannten unterirdischen Bleiberg-Kaserne war hier nicht einfach ein Lager geplant. Hochmoderne Waffensysteme sollten für den sogenannten »Ernstfall«, was auch immer das sein mochte, installiert werden. Geplant wurde eine Station, die zweierlei Aufgaben erfüllte: die Verteidigung der Köln-Bonner Bucht und eine gigantische Abhöranlage, mit der die gesamte Telekommunikation in Westeuropa abgefangen würde. Hübscher Nebeneffekt war ein Waffenlager, in dem Drohnen für ihren Einsatz gelagert und von hier aus gestartet werden konnten, sogar mit nuklear bestückten Interkontinentalraketen.

Die unterirdische Basis, deren Einrichtung er leiten sollte, würde von einer Hundertschaft von EDV-Spezialisten und Waffentechnikern besetzt sein. Die Tarnung des Projekts, so las er, sei unproblematisch: »Der geplante Nationalpark ermöglicht das Absperren weiter Gebiete gegen ungebetene Besucher.«

Xaver musste schmunzeln. Die Tarnung des Stützpunktes

war so einfach wie typisch deutsch: Der Nationalpark Nordeifel wurde von einer Vielzahl von Verordnungen reguliert, darunter das Verbot, die ausgewiesenen Wege, von denen es nur sehr wenige gab, zu verlassen. Es war strikt verboten, im Gelände herumzubreiten, sogar das Einzäunen bestimmter Bereiche wurde immer wieder öffentlich diskutiert. Ein Teil der Fläche war wegen des immer noch sehr hohen Munitionsvorkommens ohnehin nicht zugänglich.

Der Plan mutete Xaver verwegen an, aber das war ganz nach seinem Geschmack. Er hatte die Koordination des Ausbaus zu übernehmen und dafür zu sorgen, dass andere Nutzungen, die für Vogelsang geplant waren, so entschieden wurden, dass das Gebiet offiziell Truppenstützpunkt bleiben konnte, mit einer Militärakademie in der ehemaligen Nazi-Ordensburg und der geheimen unterirdischen Basis nicht weit davon. Dafür würde er Teil des Aufsichtsrats der VDI, der »Vogelsang Development Incorporated«, werden müssen und die Entscheidungen des Gremiums im Sinne seines Auftrags beeinflussen. Was konkret bedeutete: Xaver würde in den politischen Kreisen, die an dem Gebiet beteiligt waren, gegen militante Naturschützer kämpfen müssen, gegen von sich selbst eingenommene Lokalpolitiker, die das Gelände für den Tourismus ausbauen wollten, und gegen die ihm besonders lästigen Pazifisten im Bildungsministerium, die von einer internationalen Begegnungsstätte der Jugend träumten. Kurz: Er würde mitten in die Machtspielchen zwischen Wirtschafts-, Umwelt-, Bau- und Kultusministerium eintauchen müssen und vor aller Augen und doch vollkommen unsichtbar einen geheimen NATO-Stützpunkt errichten. Keine einfache Aufgabe, kannte er doch die von Eitel- und Befindlichkeiten geprägten Diskussionen, die der Presse immer wieder volle Seiten bescherten.

Dabei würde er seine wahren Absichten nie zeigen dürfen, sondern musste der Legende, die für ihn entwickelt worden war, möglichst entsprechen. Er war gespannt, welchen fingierten Lebenslauf Winter für ihn bereithielt.

»Meine Herren«, ergriff Winter wieder das Wort und richtete

sich an die beiden Männer im Raum, »ich verbürge mich dafür, dass mein Mitarbeiter die Anweisungen korrekt umsetzt. Bitte entschuldigen Sie uns jetzt, ich habe noch eine andere Angelegenheit mit ihm zu besprechen.«

Die beiden Anzugträger verließen mit gewichtigem Gesichtsausdruck das Besprechungszimmer. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, wandte sich Winter nochmals an Xaver.

»Ich weiß, was ich dir da zumute. Aber glaube mir, ich habe keine andere Wahl.«

»Das ist verrückt, das hier«, sagte Xaver bedächtig. »Wenn das jemals ans Tageslicht kommt, löst das eine Revolution aus.«

Winter grinste verschmitzt. »Einfach kann jeder. Ich weiß ja, warum ich dich geholt habe. Aber zu deiner Beruhigung: Du hast ein nahezu unbegrenztes Budget. Seit dem 11. September ist nichts mehr undenkbar. Wenn du Geld benötigst, rufst du mich an. Denk daran: Wenn Vogelsang zivil wird, werden Fördergelder der EU fließen. Von diesen Geldern werden da oben Straßen instand gesetzt, neue Wasserleitungen und Kanäle gebaut – alles Infrastruktur, die wir für unsere Zwecke nutzen können. Mit anderen Worten: Wir werden die Planungen unterstützen, deren Umsetzung wir später militärisch verwenden können, und all die anderen Projekte, die unseren Zielen nicht förderlich sind, verschleppen, zerreden und verhindern. Du weißt, dass ich das Wort »Konversion« hasse. Umnutzung von militärischen Anlagen – dass ich nicht lache! Im Fall Vogelsangs wäre die zivile Umnutzung ein gigantischer Verlust für das Militär. Das müssen wir auf jeden Fall verhindern. Wenn schon der eigentliche Truppenübungsplatz Nationalpark werden soll«, er spuckte das Wort nahezu verächtlich aus, »müssen wenigstens die Gebäude und die Infrastruktur für das Militär gerettet werden. Und«, er senkte die Stimme, obwohl sonst niemand im Raum war, »wenn das so abgewickelt wird, wie sich die NATO das vorstellt, werden wir beide uns um unsere berufliche Zukunft keine Sorgen mehr machen müssen.«

\*\*\*